

Gegenstand und Person

Lea Beusch: Milli

Millie war ein schlankes, kleines, stilles Mädchen, das eigentlich nicht weiter auffiel. Sie hatte keine sehr auffälligen körperlichen Merkmale und verhielt sich meist schüchtern. Doch wenn jemand in ihrer Gegenwart etwas tat, das schlecht für die Natur war, rastete sie richtig aus. Der Grund dafür war, dass eine Hälfte ihrer Familie aus Dryaden bestand, jenen Wesen, die in Bäumen wohnten und diese beschützten. Ihr eigener Baum war ein Teil einer jeden Dryade. Er war die Quelle ihrer Energie.

Wer die Natur nicht respektierte, der respektierte auch keine Dryaden.

Ein großes Problem war es auch, dass die Lehrer Millie nicht verstanden. Sie konnte niemandem sagen, warum sie so ausrastete und richtige Wutanfälle bekam, sobald jemand respektlos mit der Natur umging. Denn was hätte sie sagen sollen? Am Ende hätte man sie ganz sicher für verrückt gehalten. Sie mochte die Schule nicht. Die anderen Schüler waren total gemein und handysüchtig. Einzig die Schüler in der Umweltschutz-AG waren ganz nett. Die anderen fanden sie blöd und das bestand auf Gegenseitigkeit.

Als Millie am nächsten Tag in die Schule kam, wartete schon jemand auf sie. Leider war es Theo. Er hatte eine große Klappe und ein so großes Ego, dass Millie nicht gewusst hätte, wie es in den Klassenraum passen sollte, hätte es eine physische Gestalt gehabt.

Theo war es, der die anderen dazu anstachelte, sie zu verhöhnen und zu mobben. So auch heute. "Na, sieh mal einer an, wen haben wir denn da? Die kleine Ökogöre." (In Wirklichkeit sagte er ein viel schlimmeres Wort.) Es war der erste Schultag nach den Ferien und Millie hatte nicht erwartet, dass etwas anders laufen würde als vor

den Ferien. Doch nun stellte sich ein Mädchen, das sie bisher nur aus der Umweltschutz-AG kannte, zwischen sie und Theo. "Verpiss dich, du Umweltsau. Und nimm deine blöden Kumpels gleich mit!", fauchte sie Theo an. Dann sagte sie an Millie gewandt: "Hi, ich bin Nina, ich kenne Dich aus der Umweltschutz-AG und ich habe die Klasse gewechselt und bin jetzt in deiner Klasse." Millies Herz machte einen kleinen Hüpfen.

Dann gingen die beiden Mädchen schwatzend davon, während Theo von seinen Jungs doof angeglotzt wurde.

Freyja Evers: Pascal (Kopfhörer)

Nur noch ein kleines Stück und...

Pang

Schon wieder reißt sie.

Zum vierten Mal versucht er schon, seine Gitarre schon zu stimmen, zum vierten Mal reißt die letzte Saite.

Verdammt, was ist denn nur los heute?

Pascals Hand löst die kaputte Saite,

Einen Handgriff später fliegt sie durch den Raum.

Pascal wendet sich um, um eine neue Saite zu holen.

Klirr.

Das Glas, das auf dem Tisch neben ihm stand, Betonung auf stand, liegt jetzt in Einzelteilen auf dem Boden.

„Ich raste hier gleich aus! Warum geht heute alles schief?!"

Laute Stimmen rufen seinen Namen und wollen ihn vor dem Zeitverlust warnen.

Was kann ich denn dafür, wenn heute nichts funktioniert?

Verzweifelt nimmt er den letzten Ersatz, fängt an einzuspannen, sorgfältig wie eh und je, doch bevor er fertig ist...

Klopf, Klopf, Klopf!

Bevor er was sagen kann, steht Leeroy in dem Raum.

Leeroy, ja, Pascal weiß, was Leeroy will:

Ihn für die Proben abholen, weil er wieder mal viel zu spät ist.

Warum kann er nicht einfach unten warten?

„Kann man dir helfen?“ Er steht jetzt genau vor Pascal, sein Blick wandernd von ihm zur Gitarre, zur fehlenden Saite und dann wieder zurück zu Pascal.

Kriegst es auch nicht hin, aber hier.

Das Instrument wandert von ihm zu Leeroy, der sich auf den Boden setzt.

Ein Griff hier, ein Griff da und schon ist das instrumentale Hilfsmittel bespielbar.

Wie? Pascal ist überrascht.

„Geduld, mein Freund. Und jetzt beeil' dich, wir sind schon jetzt viel zu spät.“

Rosa Geipel: Ivy (iPad)

Letzter Text

Ivy lag im Bett.

Dieser Tag war ganz und gar nicht nett.

Ihr Zimmer war eiskalt.

Aufgrund ihrer Sozialphobie wohnte sie im Wald.

Bibbernd zog sie die Decke fester um ihre Schulter.

Legte auf ihre Beine eine Kolter.

Es gab einen Schlag und dann,

War die Heizung leider nicht mehr an.

Die Katze sträubt das Fell

Und Ivy realisierte schnell,

Sie musste die Heizung reparieren.

Sonst würde sie erfrieren.

Auf, hinunter in den Keller.

Ihre Finger wurden taub, schneller und schneller.

Sie sahen sich die Heizung an,

Und realisierte dann.

Nein.

Das konnte sie nicht lösen, nicht allein.

Verzweifelt sah sie auf das Telefon.

Staub hatte sich gebildet schon.
Sie hatte es nie benutzt,
Deshalb war es nicht geputzt.
Tränen bildeten sich in ihren Augen.
Die Panik, die sie empfand, war kaum zu glauben.
Am Ende fasste sie sich ein Herz.
Ihre Finger vor Kälte voller Schmerz.
Sie rief eine Firma an,
Die hoffentlich, hoffentlich helfen kann.

Ihr Körper bebte.
Eine bekannte Furcht sich über sie legte.
Draußen ging an das Licht.
Nein. Nein. Sie konnte das nicht.
Tränen liefen über ihre Wange.
Sie hatte Angst. Sie war bange.
In der Ecke verkrochen,
Konnte sie nur noch hoffen.

Plötzlich kniete eine Frau vor ihr nieder.
Eigentlich war Ivy das ganz zuwider.
Doch in ihrer Panik konnte sie nichts machen.
Erwartete von der Frau zu lachen.
Doch kein Lacher kam.
Die Frau legte um sie ihren Arm.
Weich, wohligh und warm.
Ivys Körper spannte sich an.
Doch sie entspannte sich schnell.
Es war, als hätte sie ein schützendes Fell.
Die Panik kam nun nicht mehr an sie heran.

Ivy wachte auf in ihrem Bett.
Dieser Traum war ausnahmsweise mal nett.

Florens Karl Hohmann: Albus (Hogwarts 9 ¾ Tasche)

“Noch 50 Tage, dann muss ich diesen Ort verlassen, das heißt ich habe noch 112 Fahrten und brauche dafür noch 784 Liter Treibstoff für die Lok.” Albus seufzte. “Um es kurz zu fassen, ich brauche ein Wunder, ich komme kaum ins Plus mit so wenig Fahrgäste, wie immer kommen. Ich habe Platz für 200, doch kommen mit etwas Glück gerade mal zehn! Wenn das so weitergeht, kriege ich nie meine Krebsbehandlung bezahlt. Naja, wir müssen an die Arbeit, noch kann unser Wunder kommen.” Langsam trottete Albus zu seiner geliebten Lok, mit einem lauten Dröhnen und Zischen lief sich der Motor warm, Albus hupte noch einmal, um klarzumachen, dass er bereit war. Doch nichts passierte, keine laute Menschenmasse, kein einziger Mensch in Sicht. Albus wollte sich schon auf den Weg zurück zu seinem Haus machen, doch da hörte eine laute Kindermenge. Hoffnungsvoll hupte er noch einmal und da war sie, eine ganze Grundschulklasse die alle aufgeregt zur Lok stürmten. Er meinte die Worte „Wow!“, „coole Lok“, Die ist doch aus den 80-igern, Model G“ aus dem Trubel raus hören zu können. Nach weniger als fünf Minuten war die Klasse im Zug.

Emily Klöckner: Marie (Banane)

Das ist Marie, 32 Jahre alt, verheiratet und von Beruf Taxifahrerin. Marie liebt ihren Job sehr, denn ihr macht es Spaß, die Bedürfnisse von anderen zu erfüllen und sie glücklich zu machen. Ihr Mann ist Robert, von Beruf Innenarchitekt. Sie haben sich vor zwei Jahren überlegt, sich einen Hund anzuschaffen, denn sie haben keine Kinder und wollten gern ein tierisches Familienmitglied. Am Anfang war alles kein Problem, doch jetzt stellte sich Marie die Frage, ob ihr Mann immer noch so zu ihr hielt wie am Anfang, als sie sich den Hund geholt hatten. Denn in letzter Zeit hatte er so viel zu tun, dass die beiden kaum noch Zeit füreinander hatten. Die meisten Spaziergänge mit dem Hund erledigte Marie nach der Arbeit, ihr Mann hatte kaum Zeit. Dabei hatte er es ihr versprochen, sie zu unterstützen, wenn sie den Hund hatten, denn beide wollten gern den Hund, aber Marie hatte eben oft einen vollen Zeitplan.

Robert meinte, er würde das schon schaffen mit der Arbeit. Doch nun fühlte Marie Unsicherheit. Tiefe Unsicherheit umgab Marie. Sie erkannte Robert nicht wieder, er war nur noch am Telefon, am Computer und sehr beschäftigt. Sie fand kaum Zeit, mit Robert darüber zu reden.

Als sie eine Gelegenheit fand, mit Robert zu reden, und ihm erklärte, wie allein gelassen sie sich fühle, verstand Robert und merkte erst jetzt, wie tief er in seiner Arbeit versunken war. Er spürte, dass Marie verletzt war, und erklärte, dass er gerade ein großes Projekt am Laufen habe.

In nächster Zeit versprachen sie sich, mehr miteinander zu reden. Nun spürte Marie wieder, dass sie glücklich war, große Erleichterung umgab sie.

Svenja Kottke: Sarah (Serviette)

„Ihr Ehemann ist vor kurzem gestorben. Wollen Sie darüber reden? Das hilft.“ Ja, es hilft. Doch ich habe niemanden. Niemanden zum Reden, zum Plaudern, zum Kaffeekränzchen-Veranstalten, Tränen-Trocknen oder zum Schokolade-Verpflegen, wenn ich mal wieder zusammenbreche. Und genau das droht mir. Ich sehe ihn wieder dort stehen, am Fenster. Dem mit der Seidengardine, in die ich einmal ein Loch gerissen hatte, als wir gestritten hatten. Ein unnötiger, unbedeutender Konflikt wegen einer Schachtel meiner Lieblingsnougatpralinen. Und wie er dort auf der anderen Seite des Glases seine Koffer packte, sich auf den größten draufsetzte, damit der Deckel zuging. Und ich stand draußen im Regen, die Tropfen hingen im Fell meiner Kapuze und die Haare in meinem schmerzverzerrten Gesicht, das nicht vom Unwetter, sondern von den Tränen verwischt war.

Ich spüre, wie dieses Gefühl in Form und Größe eines aufgequollenen Semmelkloßes in mir aufsteigt und im Hals steckenbleibt. Ich sitze auf der Therapeutencouch. Doch ich bin die Therapeutin. Ich darf jetzt nicht weinen. Nicht um ihn. Nicht jetzt. „Geht es Ihnen gut? Sie sehen so blass aus?“, fragt die Patientin mit dem toten Ehemann mich, mit dem verschwundenen Ex, den ich immer noch liebe. Diese Frage wirkt auf mich wie Öl, das sich in meine Kehle setzte und den Trauerkloß weiterrollen ließ. Ich fühle die heißen Bäche über meine eingefallenen Wangen rinnen. Das darf nicht sein. „Ich brauche doch keine Therapeutin, die mir die Ohren vollheult!“, ruft die Frau, steht in einer so schwungvollen Bewegung auf, dass

sie das kleine Tischchen mit dem Praxistelefon umreißt. Ein Knallen der Tür und ich bin wieder allein. Allein mit dem aufgequollenen Semmelkloß und meinen trübsinnigen Gedanken. So kann das nicht weitergehen. Ich nehme all meine Kraft zusammen, trockne meine Tränen am Ärmel des viel zu großen Overalls und wähle die Nummer einer Therapiepraxis, während ich neben dem Tisch, der nun nicht weniger gebrochen ist als ich, auf dem Boden sitze. Eine Therapeutin, die einen Therapeuten braucht. Na toll!

Ich hatte die ganze Nacht hindurch still auf dem Bett gelegen, mir alte Fotos von mir und Nick angesehen, sie zerrissen und wieder zusammengeklebt, alte Playlists gehört, die wir zusammen erstellt hatten, und gebrochene Herzen an die beschlagene Scheibe gemalt. Wie ein kleines Kind. Es kommt mir so lächerlich vor. Selbst drei Schichten Concealer können die Ringe unter meinen Augen nicht verdecken. Sowie meine Trauer. Vorsichtig greife ich nach der Tür zum Therapieraum. Eine Sekunde halte ich inne. Doch dann drücke ich die Klinke hinunter und schiebe die fürchterlich quietschende Tür auf. Was ich erblicke, sprengt alles. Die Tür, den Boden, die Wände mit der Altoma-Tapete, das ganze Praxisgebäude. Und mein Herz. Es schlägt so schnell, dass es vermutlich platzt. Mein Therapeut ist mein Ex. Der Verschwundene. Der Grund, dass ich diese Sitzung überhaupt brauche. Und alle Liebe, die ich je empfunden habe, nimmt meinen Körper ein und wärmt mich von innen.

Jayvelyn Kloss: Nächtliches Graben (Kugelschreiber)

Mit einem selbstsicheren Griff packte ich nach der Schaufel. Das Mondlicht brach durch vereinzelte dürre Äste und tauchte meinen Garten in ein blasses Licht. Schnaufend befreite ich das angefangene Loch von weiteren schweren Erdmassen. *Mistkerle. Stecken grundlos ihre dreckigen Nasen in meine Angelegenheiten.* Bereits gestern nervten mich meine Nachbarn mit ihren grundlosen Anschuldigungen. Ich stieß einen Seufzer aus. *Ich sei zu seltsam, ich würde Lärm machen, wenn ich um drei Uhr nachts Dinge vergrabe oder ich soll angeblich den Nachbarskindern fürchterliche Angst einjagen. Dabei erledige ich doch nur meine Pflicht...* Ich schüttelte den Kopf. *Diese Jugend von heute.* Ich konzentrierte mich weiter aufs Ausgraben. Die Grube erlangte nach und nach von Größe. Zufrieden legte ich die

Schaufel beiseite, kletterte aus dem Graben. Meine Hände umgriffen das raue, dennoch robuste Material eines Sackes und beförderte die schwere Last in das Loch. Erdstaub flog durch die Luft, es kratzte in meiner Lunge. *Sie werden dafür büßen, in meinen Garten herumgeschnüffelt zu haben...* Erneut griff ich nach meiner lieben Schaufel und beförderte die Erdmassen wieder in das Loch. Nach dieser eher sportlichen Aktivität wischte ich mir die schmutzigen Hände an ein rot beflecktes Tuch. Ein bebendes Lächeln spielte auf meinen trockenen Lippen, als ich versuchte mir ein lautes Lachen zu verkneifen. *Sie werden so glücklich sein...* Feste, schwere Schritte ertönten. Ich warf den Kopf herum. Hundegebell zerriss die Atmosphäre. „Da ist er! Wir haben ihn!“ Männer, in blauer Ausrüstung gekleidet, rannten mit ihren großen Hunden auf mich zu. Einer der Hunde zog die Lefzen zu einem böartigen Knurren zurück, entblößte dabei schrecklich scharfe Zähne. „Wir haben gesehen, wie Sie, lieber Herr Fitzek, etwas vergraben haben. Sie sind uns schon einige Male negativ aufgefallen. Ihre Nachbarn haben uns ein skurriles Video geschickt, in denen sie einen schweren Sack vergraben haben.“ Ehe ich auf diese *grundlose* Anschuldigung erwidern konnte, schoss eines der Köter hervor und schlug die Klauen bereits in die Erde. Systematisch und mit viel Kraft schaufelte der Hund die Erde aus dem gerade zugeschütteten Loch. „Hey! ...“ Ich wollte den Hund zurück zerren, doch ein anderer Hund warf sich mir in den Weg. Weitere Schritte ertönten. Ich blickte hinter mich und entdeckte meine Nachbarn. Die sorgenvollen Mienen beider Elternteile schimmerten im Mondlicht. „Ich danke Ihnen vielmals. Es ist wirklich ein Wunder, dass sie so schnell eintreffen konnten.“ Seufzte die Mutter, sie schaute zum Polizisten. Der Vater hingegen musterte mich nur aus feindseligen Augen. „Diese Situation erschien uns äußerst seltsam. Wer ist denn nachts unterwegs und vergräbt irgendwelche Säcke?“ Erneut stieß die Mutter einen tiefen Seufzer aus. „Ich mache mir wirklich sorgen um meine Kinder, wenn dieser Mann in der Nähe ist!“ Das brachte das Fass zum Überlaufen. Meine Augen weiteten sich und tiefe Furchen erschienen zwischen meinen Brauen. „Was soll das—Sie können doch nicht einfach meinen Garten—...“ einer der Polizisten hob die Hand, befahl mir zu schweigen. „Wir werden sehen, ob der Sack irgendwelche Anzeichen von bösen Absichten enthält.“ Die Hunde gruben das Loch wieder aus. Der Polizist griff in den Graben hinein und holte den Sack hervor. Scharfer Hass breitete sich in meiner Brust aus, als ich bemerkte, dass ein schadenfrohes Lächeln auf den Lippen beider Elternteile war. Der Polizist öffnete den schweren Sack. Er enthielt...—

„Eine Truhe...?!“ der Vater schaute verdutzt. Sanft legte der Polizist die hölzerne Kiste auf den Grund des Gartens und hob den Deckel. „Aber—...“ Begann die Nachbarin herumzuzetern. „Vielleicht hat er etwas gestohlen—.“ Schokoriegel und lauter Süßkram waren darin enthalten. Kopfschüttelnd stemmte ich die Hände an meine Hüftknochen. „Nein, ich habe diese Süßigkeiten mit meinem eigenen Geld gekauft. Diese Truhe ist meinen Enkelkindern gewidmet, denen ich eine Schnitzeljagd zum Geburtstag versprochen habe. Ich sehe daher also kein Problem, hier nachts, auf meinem Grundstück herumzubrechen.“ Ich drückte ihr einen langen Kassenzettel in die Hand. „Und das Blut? ...“ Rief die Frau hysterisch. „Das Blut auf seinem Tuch!“ Ich stieß einen Lacher des Spotts aus meinen Lungen. „Gewöhnliche Farbe. Damit habe ich ein paar Details auf der Truhe gemalt.“ Sagte ich und deutete auf die tiefroten Streifen der hölzernen Kiste. „Ich denke, dass hiermit diese Sache geklärt ist. Eine gute Nacht.“ Ich stampfte durch den Garten, ergriff den Türknaufes meines Hauses. Ich wandte den Kopf. „Und grabt die Truhe wieder ein.“

Alina Lusolin: Pellegrino (Flasche)

„Pellegrino!“ Wieder rief Charlie mich. Wann hat das ein Ende? „Ja, was brauchst du?“ - „Wie kannst du nur!“ - „Was meinst du?“.

Ich war gerade noch dabei, die Arbeitsaufträge von meinem neuen Chef zu erledigen, da rief mein Partner wieder nach mir. „Pellegrino, komm her und erklär mir das jetzt!“ Ich stand auf und spürte eine komische Vorahnung in mir, dass etwas passieren würde. Meine Beine schwankten beim Gehen und ich sah alles sich drehen. Je weiter ich ging, desto schwerer fiel mir das Atmen. Der Ruf meines Partner war wieder zu hören, jedoch viel entfernter, und ich erkannte die Verzweiflung in der Stimme. Ich wollte rennen, doch mich packte etwas und zerrte an meinem Bein. Ich hörte nun sogar mein Kind in der Ferne rufen. Da klang wieder eine Stimme „Pegri!“, rief es. So nennt mich nur meine Tochter. Das Rufen wurde lauter. Gefüllt mit Angst, versuchte ich zu rennen, doch alles wendete sich, als ich mich wieder bewegen konnte. Ich sah die Farben verblassen. Nichts mehr zu hören. Langsam schwand meine Sicht. Ich konnte mich nicht mehr orientieren und bekam Angst. Voller Panik rief ich: „Ja?“- mit Hoffnung auf eine Antwort. Nichts. Ich merkte erst jetzt, wie alles unter meinen Füßen weich wurde und ich langsam drinnen versank. Der Boden wurde locker, während ich fast in der schwarzen Substanz

ertrank. Ein letztes Mal hörte ich meine Tochter noch einmal leise „Pegri“ sagen, dann wurde alles weiß. Ich war auf einmal in meinem Bett. Meine Tochter Kamilla stand am Bettrand und zog mich an meinem Bein. Da realisierte ich: Es war ein Traum. „Kannst du Milch aufwärmen?“. Meine kleine Tochter stand an meiner Seite und sah mich erwartungsvoll an.

Johanna Porth: Kimberly (Kaktus)

Leise Regentropfen klatschten an die Fensterscheibe. Es war Mitte September, deshalb war es nichts Ungewöhnliches. Trotzdem fühlte sich Kimberly nicht wohl. Heute war irgendetwas anders, das wusste sie. Draußen schien ein Sturm hereinzubrechen, der Wind raschelte und die Wolken wurden immer dichter. Lange, dachte Kimberly bei sich, war es her, dass sich die letzten Sonnenstrahlen hatten blicken lassen. Das machte ihr jedoch nichts aus, denn das bedeutete, dass sich auch weniger Kundschaft, um die sie sich kümmern musste, herumtreiben würde. Ein kurzer Blick aus dem Fenster verriet ihr, dass keine Menschenseele weit und breit zu sehen war. Kein Wunder, wer würde überhaupt auf die Idee kommen, sein gemütlich eingerichtetes zu Hause zu verlassen? Doch als Kimberly an ihr zu Hause dachte, fühlte sie sich seltsam. Die meiste Zeit hatte sie niemanden in ihrer Nähe, womit sie auch kein Problem hatte. Ganz im Gegenteil, sie genoss die Zeit, die sie für sich hatte. Trotzdem fühlte sie sich ein wenig isoliert, als sie darüber nachdachte, wie viel Zeit bereits vergangen war, seitdem jemand sich nach ihr erkundigt hatte. Fast komplett hatte sie es vergessen, wie es war, jemanden zu haben, auf den man sich verlassen konnte, eine Person zu haben, der man etwas bedeutete. Doch um so einen Menschen überhaupt in sein Leben lassen zu können, brauchte man Vertrauen und dieses Vertrauen wäre Kimberly nicht bereit, irgendeiner Person entgegenzubringen, denn zu oft war es bereits vorgekommen, dass Menschen dieses missbrauchten. Nein, nie in ihrem gesamten Leben würde die Botanikerin das Gefühl des Vertrauensbruchs je wieder zulassen. Plötzlich läutete es an der Tür. Vor Schreck fuhr die junge Frau zusammen, denn mittlerweile hatte sie beinahe vollständig verdrängt, dass sie noch immer bei der Arbeit war. Genervt erhob sie sich. Welcher Mensch kam denn auf die Idee, bei so einem Wetter das Haus zu verlassen? Warum war sie damals überhaupt auf die Idee gekommen, neben ihrem

Beruf als Botanikerin auch noch den Beruf als Floristin anzunehmen. Trotz ihrer misslichen Stimmung setzte sie ein kühles Lächeln auf, als sie dem Mädchen vor ihr die Tür öffnete. „Kann ich dir irgendwie weiterhelfen?“, fragte sie im freundlichsten Tonfall, der ihr möglich war. Für einen kurzen Moment stand das Mädchen einfach nur da und schaute Kimberly an. Es erweckte sogar kurz den Anschein, als würde es sofort umkehren wollen. Nach fünf Minuten der Stille und kurz bevor Kimberlys Geduldsfaden riss, hielt es ihr einen Blumenstrauß entgegen. „Der ist für dich“, sagte es nur. Verwirrt nahm die Floristin den Blumenstrauß entgegen. „Für mich, aber wofür?“, fragte sie verunsichert. Verlegen sah das Mädchen vor ihr zu Boden. „Naja, du wirkst meistens so, als wärst du sehr unglücklich und, da du dich anscheinend sehr für Pflanzen zu interessieren scheinst, dachte ich, dass es dir vielleicht eine Freude bereiten würde.“ Nachdem Kimberly diese Worte hörte, traten ihr Tränen in die Augen, die sie jedoch hastig wgwischte. Noch nie hatte jemand etwas für sie aus reiner Gutherzigkeit getan. „Danke, sie sind wirklich wunderschön!“, sagte sie, obwohl so Vieles auf ihrer Zunge brannte, sie jedoch nur nicht wusste, wie man es am besten in Worten ausdrückte.

Bettina Mähler: Paula (Buch)

Schon von draußen sehe ich ihn,
einen älteren Herrn, ein Stiefelglas vor sich.
Das wird nur zur Weihnachtszeit aus
den Jahreszeitschränken geholt.
Schick ist es hier nicht, aber das kann es nicht sein,
warum so viele Menschen hierherkommen.
Nur der Tisch neben ihm ist noch frei.
Er bestellt ein weiteres Stiefelglas,
trinkt, schaut durch mich hindurch.
Warum sitzt er hier allein, während
alle um ihn herum in Gespräche vertieft sind?
Was geht mich das eigentlich an?
Ich kann sein Gesicht nicht lesen.
Aber er muss sich doch einsam fühlen

bei all dem Geplapper um ihn herum.
Unser Essen wird auf den Tisch gestellt.
Aus den Augenwinkeln sehe ich ihn.
Wieder schaut er herum, tastend.
Plötzlich steht er auf, schlendert zur Kasse,
bezahlt, verlässt den Gastraum
und schließt die Glastür von außen.
Er lächelt.

Mia Röbekke: Gundula (Schrank)

Ich steh auf.
Ich geh ins Bett.
Mehr nicht.
Doch, meine Tiere.
Ich brauche sie, sie brauchen mich.
Aufstehen, füttern, misten.
Am Abend das gleiche.
Füttern, misten, ins Bett gehen.
Und streicheln, bürsten.
Und lesen.
Ja, ich lese viel, doch ich habe alle Bücher mehrfach ausgelesen. Leider.
Ja, das macht mich sauer. Sauer, weil ich nichts machen kann.
Wegen meines Alters, wegen meines Beins.
Ohne Arbeit, ohne Hobbys, die ich jetzt nicht mehr machen kann.
Früher, ja früher, habe ich jeden Tag einen Spaziergang gemacht.
Dann kam das Loch. Bin hängen geblieben, auf Steine gefallen, Knie kaputt. Kann
man nichts machen.
Es macht mich sauer. Hätte ich doch besser auf den Boden geschaut.
Es macht mich wütend, nichts mehr tun zu können.
Dann kamen Trudi, Helga und Renate, die drei Zwergschafe.
Sie haben mir geholfen. Ohne meine Verletzung hätte ich sie nie kennengelernt, sie
gerettet.

Nächste Woche kommt meine Schwester. Sie hilft mir.
Es ist schön, Menschen zu haben, denen man wichtig ist.

Lili Schenker: Phil (gelbe Papierdekoration)

Der Computer flackerte.

Weiß, schwarz, weiß, schwarz, weiß und dann wieder schwarz.

Er blieb auch dann schwarz.

Phil war ein Memo und zwei falsche Rechnungen davon entfernt, seinen dritten Nervenzusammenbruch des Tages zu erleben. Obwohl ein Computer ohne Strom würde wohl auch reichen.

Einmal einatmen. Dann ausatmen. Dann einatmen. Dann aus...

“Miau!”

Phil spürte den Drang, sich selbst aus dem Fenster zu schmeißen. Die einzige Problematik, die er dabei sah, war die Erkenntnis, dass sein Büro sich im ersten Stock befand und von daher für diese Tätigkeit ungeeignet war.

“Miau!”

Das letzte Mal, als Phil eine Katze sah, war am Mittwoch auf dem Weg zur Arbeit. Das letzte Mal, als er mit einer Katze interagiert hat, war vor genau 61 Tagen, als er bei seiner Schwester war. Mietze, so hieß das schuldige Viech, hüpfte auf seinen Schoß und Phil, wie ein total normaler Mensch, der definitiv keine Katzenphobie hat, sprang natürlich direkt auf, sodass Mietze wieder runterfiel. Seitdem hat er weder seine Schwester gesehen noch war näher als 10 Meter entfernt von einer Katze. Diese Katze sah gar nicht wie Mietze aus (Mietze war so ein fettes Tier mit strohartigen grauen Haaren und einer bösen Miene), sondern eher wie ein Stück seines schwarzen Anzugs, das lebendig geworden war.

Sie blinzelte ihn an.

Und er blinzelte sie an.

Und dann miaute sie wieder und Phil sprang auf seine Füße.

Aber das war jetzt nicht wie bei Mietze, die so aussah, als würde sie gleich Phil ausschimpfen. Diese Katze sah ihn an, als wäre er ein Baby, das sie mit ihrer ganz winzig kleinen Kraft beschützen müsste.

Und nochmal blinzelte sie ihn an.

Und nochmal blinzelte er sie an.

Und dann wurde Phil wirklich klar, dass er sich mehr bewegen musste. Denn eigentlich sollte sich beugen keine großen Schmerzen bereiten.

Die Katze war erfreut und schnüffelte an seiner Hand.

Also lief das schon mal besser als jegliche anderen Male, als Phil versucht hatte, sie anzufassen.

Phil setzte sich hin, während die Katze es sich an seinen Fuß gemütlich machte.

Nicht zu nah, wofür er ihr dankte.

“Hey, Phil! Hast du eine Katze gesehen? Es tut mir schrecklich leid, aber sie war einfach so süß! Ich konnte ihr nicht wider... - Oh! ...” Matheo lächelte ihn von der Tür aus an.

Anastasia Sommer: Kylar - Unreflektiertes Leid (Spiegel)

Menschen lieben es, über sich zu reden.

Doch ich gehe einen Schritt weiter. Sie reden nicht über sich, nein. Sie reden in mir. Gespiegelt in meinem Angesicht sehen sie sich selbst. Eine Person, die deinen Ansichten folgt, die deinem Aussehen gleicht, die dich versteht.

Das bin ich.

„Kylar, Kylar! Mich, mich, bitte!“. Wie so oft höre ich das Publikum rufen, bitten, dass der große Kylar ihr Verhalten widerspiegelt.

Schallendes Gelächter, freudige Atmosphäre und das unterschwellig beeindruckte Publikum, grenzend an Verstörtheit. Das ist meine Stage, meine Performance und meine Gabe.

Kylar wandelt geschickt von Tisch zu Tisch, den Familien durch seine Art Freude gebracht. Er war der geborene Entertainer mit einem Witz wie kein anderer.

Schauspiel wie kein anderer.

Ein Mann vor ihm, fies dreinblickend. Dessen Mimik und Gestik in einem Wimpernschlag auf Kylars Merkmalen gezeichnet. Ein Glucksen entsprang seinen Lippen, als der ältere Herr sich selbst, seine tiefsitzenden Augenbrauen, seine Fältchen, seinen nun wärmenden Blick in dem vor ihm stehenden Mann sieht. Er ist ... wie ein Spiegel.

Die Halle füllte sich mit dem Geruch von Sekt und Orangensaft, das Gefühl von Wohlsein sich breitmachend, selbst als der Tag zu Ende schritt.

„Auf Wiedersehen“, verabschiedeten sich auch die letzten Gäste, ein kopiertes „Auf Wiedersehen“, von Kylar - sie zum Lächeln bringend.

Kylar kehrte zu seinem eigenen Apartment zurück. Und es schwindet. Das Gefühl. Das Gefühl auch nur irgendetwas zu fühlen, eine Art und Weise in seinem Gesicht geschrieben zu haben. Mensch zu sein.

Kopieren kann er. Er kann spiegeln. Doch fühlen nicht.

Konrad Stallmann: Nervosität (Smiley-Magnet)

Die Lautsprecher im Helm knacken: "Wir haben nun eine Höhe von 650 Metern erreicht. Machen sie sich bitte bereit." Schon seit dem Start des kleinen Flugzeugs, das mich auf die Höhe fürs Fallschirmspringen bringt, habe ich diese Waschmaschine im Bauch. Mir ist nicht schlecht, nur meine Haut ist zu eng. Überspannt. Es knackt erneut. „Sie haben zwei Minuten, um abzuspringen. In zehn Sekunden sind wir in der Absprungzone“. Mein Körper ist geladen und gespannt. Über der Tür blinkt ein Timer auf. Noch 60 Sekunden. Ich begeben mich in Position, setze meinen Helm auf und checke die Gurte. Noch 30 Sekunden. Ich will schreien. ABBRECHEN! AUFWACHEN! Jetzt! Aber mein Mund weigert sich, sich zu öffnen und meine Augen bleiben auch offen. Ich lehne mich an die Tür. Das Helmmikro knackt: "10 9 8 7 6 5 4 3 2 1 - 0. Viel Glück!" Die Tür öffnet sich und ich falle aus allen Wolken.

Daniel Zellmer: Scott (blaues Mäppchen)

„Mark! Du musst Folie 2 noch einmal bearbeiten! So kann das nicht bleiben!“, rief ich gestresst. Ich hatte auch allen Grund dazu, gestresst zu sein. Die Präsentation des neuen Sicherheitssystems sollte morgen vorgestellt werden. Morgen! Also musste ich sie, wohl oder übel, noch am Abend fertigstellen. Allerdings kam Elly, meine Tochter, mich heute besuchen, wie jeden Freitag. Das Letzte, was ich durfte, war, sie warten zu lassen. Das würde ihre Mutter, meine Ex-Frau, mir niemals verzeihen. Also

arbeitete ich so schnell, wie noch nie zuvor, während mein Kollege Mark es nicht einmal schaffte, eine Folie vernünftig zu designen. Garrrr! Einige Minuten später zeigte er mir die überarbeitete Version. Vier unterschiedliche Schriftgrößen und orangefarbene Buchstaben auf einem hell-orangen Hintergrund. WIE INKOMPETENT ... Ich zwang mich zur Ruhe. Sich immer mehr aufzuregen, brachte mich auch nicht weiter. Ich atmete tief ein und aus und sagte schließlich mit ruhiger Stimme: „Ändere bitte noch den Hintergrund. Dann kannst du Feierabend machen. Die anderen Teile sind gut so.“

Mark nickte. Fünf Minuten später packte er sein Zeug zusammen und machte sich auf dem Heimweg. Ich starrte auf meine Smart-Watch. 18:15 Uhr. Elly wollte um 19:00 Uhr da sein. Um 18:35 Uhr klappte ich den Desktop zu. Es war noch mehr Zeit übrig, als erwartet. Mit der Vorfreude auf einen schönen Abend ging ich schließlich entspannt nach Hause